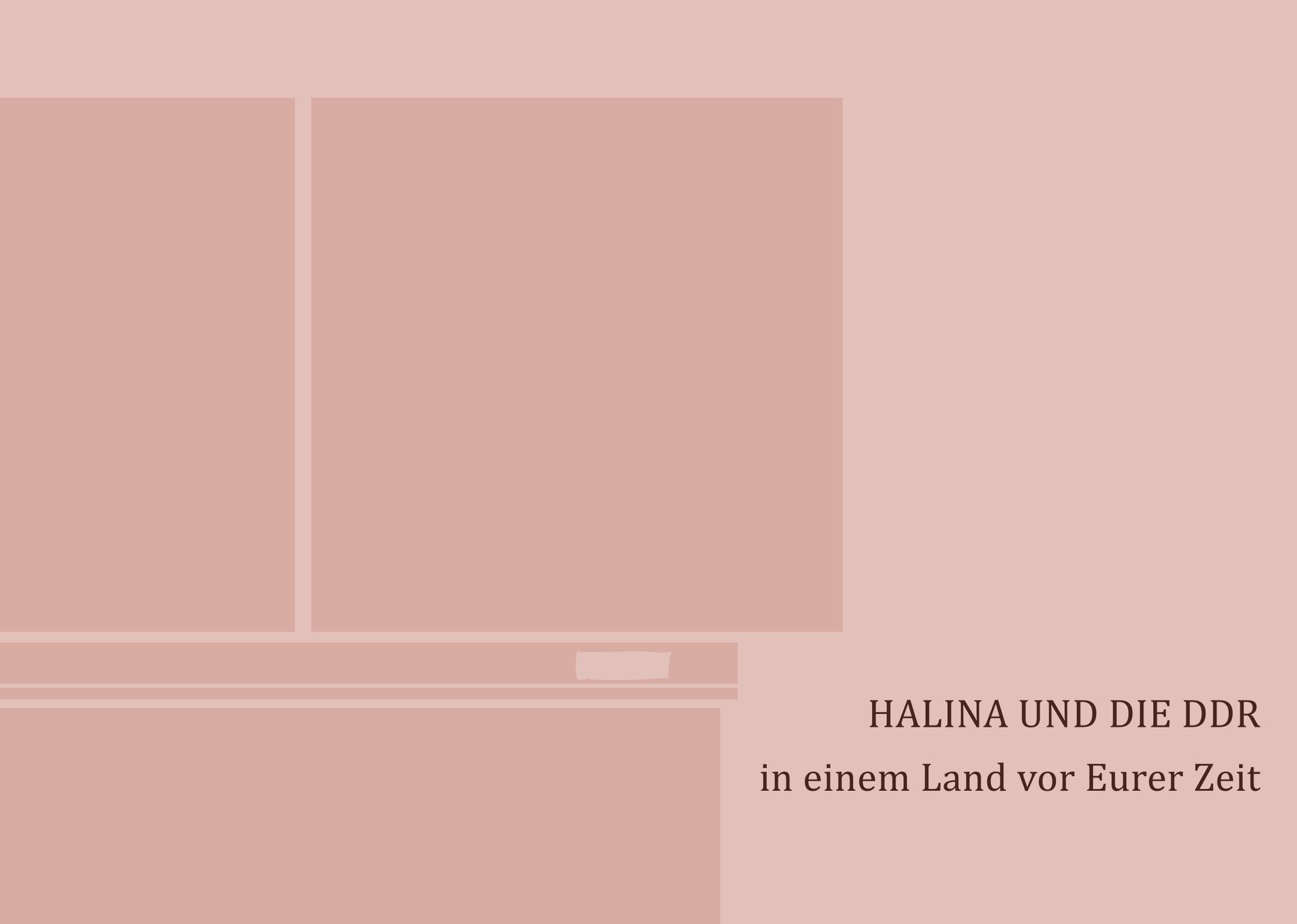


An illustration of a woman from behind, wearing a black jacket and skirt, writing the name 'Halina' in white cursive on a green chalkboard. Her right hand is raised to the board, and her left hand is held behind her back. A yellow object, possibly a piece of chalk or a small bag, lies on the ledge of the chalkboard. The background is a simple, stylized green and brown gradient.

Halina

HALINA UND DIE DDR
in einem Land vor Eurer Zeit



HALINA UND DIE DDR
in einem Land vor Eurer Zeit

Hallo, ich bin Hella, die Mutter von Katja und ...

Katja sagt, ich soll etwas über mich und unsere Familie schreiben. Dabei weiß sie doch genau, dass Schreiben echt nicht so mein Ding ist – schon gar nicht, wenn es dabei um mich selbst gehen soll. Zumal mein Leben, um das es ja dabei gehen soll, nicht so leicht zu erklären ist. Andererseits: Wenn es ihr so wichtig ist, möchte ich ihr den Gefallen gern tun. Ach, ich probier's einfach mal...



Ich bin Helena Krause, kurz Hella. Geboren wurde ich als Halina Karaschewski. 1934 war das, in Herzogskirchen im damaligen Ostpreußen. Heute heißt der Ort Gąski und liegt mitten in Polen, aber damals war er Teil des nationalsozialistischen Deutschlands. Meine Mutter, Anna Karaschewski, brachte mich als uneheliches Kind zur Welt, ich hatte also keinen Vater und kenne ihn auch bis heute nicht. Wohl auch deshalb wuchs ich bei meinen Großeltern August und Wilhelmine auf, auf einem sogenannten deutschen **Mustergut**. Meine Großeltern waren keine Nazis, sondern einfach Landwirte, die Politik nur dann interessierte, wenn sie die Versorgung des Gutes betraf. Allerdings erinnere ich mich auch daran, dass wir viele Arbeiter hatten, die nur polnisch sprachen. Wir selbst sprachen deutsch. In dem kleinen Dorf im Herzen der Masuren mit ihrem weiten Himmel und den unzähligen Seen verlebte ich eine schöne und unbeschwerte Kindheit. Bis dann 1944 endgültig klar wurde, dass Nazideutschland den von ihm angezettelten Krieg nicht gewinnen würde. Die russischen Truppen waren bereits auf dem Weg nach Ostpreußen. Voller Angst vor Vergeltung begannen die dort lebenden Menschen, gen Westen zu flüchten.



Das waren größere **Bauernhöfe**, die auf dem damals zu Deutschland gehörenden und heute polnischen Gebiet von Deutschen bewirtschaftet wurden.

Meine Mutter, die inzwischen verheiratet war und weitere Kinder bekommen hatte, schickte mich mit meinen Großeltern auf die Flucht. Und so machten sich zwei über siebzig Jahre alte Menschen und ein Kind im Sommer 1944 auf den Weg zu Verwandten in Düsseldorf. Wir kamen nur mühsam voran – zum Kriegsende im Mai 1945 hatten wir gerade einmal Mecklenburg erreicht. Da waren wir nur noch zu zweit. Mein Großvater überlebte die Flucht nicht, wir begruben ihn unterwegs.

An eine Weiterreise nach Westdeutschland war erst einmal nicht mehr zu denken und so waren wir froh, dass es neben der rheinländischen Verwandtschaft noch Tante Martha gab, deren Flucht ein halbes Jahr zuvor in Thüringen geendet war. Ihr neuer Lebensort wurde nun auch unser Ziel. Über die Flucht selbst rede ich bis heute nicht gern. All die grausamen Geschichten, die ihr darüber gehört haben mögt – meine Klänge wohl so ähnlich. Belassen wir es dabei, dass ich viel Hunger, viel Kälte und brennende Hitze erlebt habe und von Hof zu Hof laufen musste, um wenigstens ein bisschen Essen zu erbetteln. Nicht alle Menschen waren gut zu uns, bei vielen Polen war die Wut auf die deutschen Besatzer sehr lebendig. Freundlich zu uns Kindern waren aber die russischen Soldaten.



Meine Oma Minna und ich kamen schließlich 1946 im thüringischen Zeutsch an. Wir wurden von Ostpreußen zu Ostdeutschen. Von meiner Mutter und meinen Halbgeschwistern hörte ich seit unserer Abreise aus Herzogskirchen nichts mehr.

Die Nachkriegszeit in Thüringen war schwer, auch für uns. Überall herrschte Not und niemand von den „deutschen Landsleuten“ in Thüringen hatte auf uns gewartet. Wir waren „die Flüchtlinge“, das „Polenpack“, angekommen mit nichts als Ungeziefer und Hunger im Gepäck. Wir sprachen anders, besaßen nichts und wurden einquartiert, wo eben Platz war – oder auch nicht. Alles in allem war das weit entfernt von einer soliden Basis für eine gute Nachbarschaft.

Ab dem Sommer 1946 ging ich dann wieder zur Schule. Wenn Ihr Euch vor Augen führt, dass ich das letzte Mal zwei Jahre zuvor die Schulbank gedrückt hatte, könnt ihr Euch sicher vorstellen, dass das Lernen nicht leicht für mich war. Aber ich schlug mich durch und verließ 1948 die Schule mit einem guten Abschluss der 8. Klasse, um dann als Hilfsarbeiterin in einer Spielzeugfabrik zu arbeiten. Tante Martha war froh darüber, dass ich nun ein bisschen Geld nach Hause brachte. Schließlich waren da noch ihre eigenen zwei Kinder und Oma Minna, die durchgefüttert werden wollten. Und ihr Mann Paul war im fernen Sibirien in Kriegsgefangenschaft.



Meine Arbeit in der Fabrik war mein Start ins Erwachsenenleben. Ich war eine geschickte Arbeiterin, kam gut mit den anderen Frauen aus und war zwar alles andere als gebildet, aber eben auch nicht doof. Eine meiner Meisterinnen hat mich, so würde man wohl heute sagen, ziemlich gefördert – sie mochte mich wohl tatsächlich, obwohl ich einer der vielen Flüchtlinge war.



In den ersten Jahren nach dem 2. Weltkrieg wurden, da man keine Lehrer aus der Nazizeit an den Schulen unterrichten lassen wollte, viele, sehr junge „Neulehrer“ an die Schulen geschickt. Oft begannen sie ihre Arbeit unmittelbar nach dem eigenen Schulabschluss und durchliefen eine berufsbegleitende Ausbildung.



Als es eines Tages hieß, es würden Grundschullehrer gesucht, schlug sie mich für eine Ausbildung vor. Lehrer wurden damals wirklich dringend gebraucht, denn viele von ihnen hatten vor 1945 in Nazideutschland kräftig mitgemischt. Diese sollten nun auf gar keinen Fall mehr an der Schule arbeiten, da war man sich in der damals gerade gegründeten DDR ganz sicher. Ich begann also mit anderen jungen Frauen die Ausbildung zur Grundschullehrerin. So konnte ich noch einmal richtig etwas lernen und verdiente dabei auch ein bisschen Geld. Das reichte sogar für ein Zimmer zur Untermiete in der nahegelegenen Kreisstadt. Dort begann ich dann **1950** meine Arbeit als frischgebackene „Neulehrerin“ an einer Grundschule, die damals noch Volksschule hieß. Tante Martha und meine Oma besuchte ich höchstens noch an den Wochenenden, ansonsten genoss ich mein neues, selbstständiges Leben in vollen Zügen.





Inzwischen war ja die DDR gegründet worden. Mein Verhältnis zu diesem neuen Staat? Naja, er bot mir Essen, Arbeit und Frieden – das war weit mehr, als die Jahre davor für mich bereithalten hatten. Meine Erinnerungen daran sind geprägt von den grauenhaften Erlebnissen der Flucht – dagegen war das Leben im Arbeiter-und-Bauern-Staat der Himmel auf Erden. An unserer Schule war immer wieder davon die Rede, dass wir auf der richtigen Seite der Geschichte gelandet seien, hier gäbe es gleiche Rechte und ein gutes Leben für alle. Daran wollte ich gern glauben.



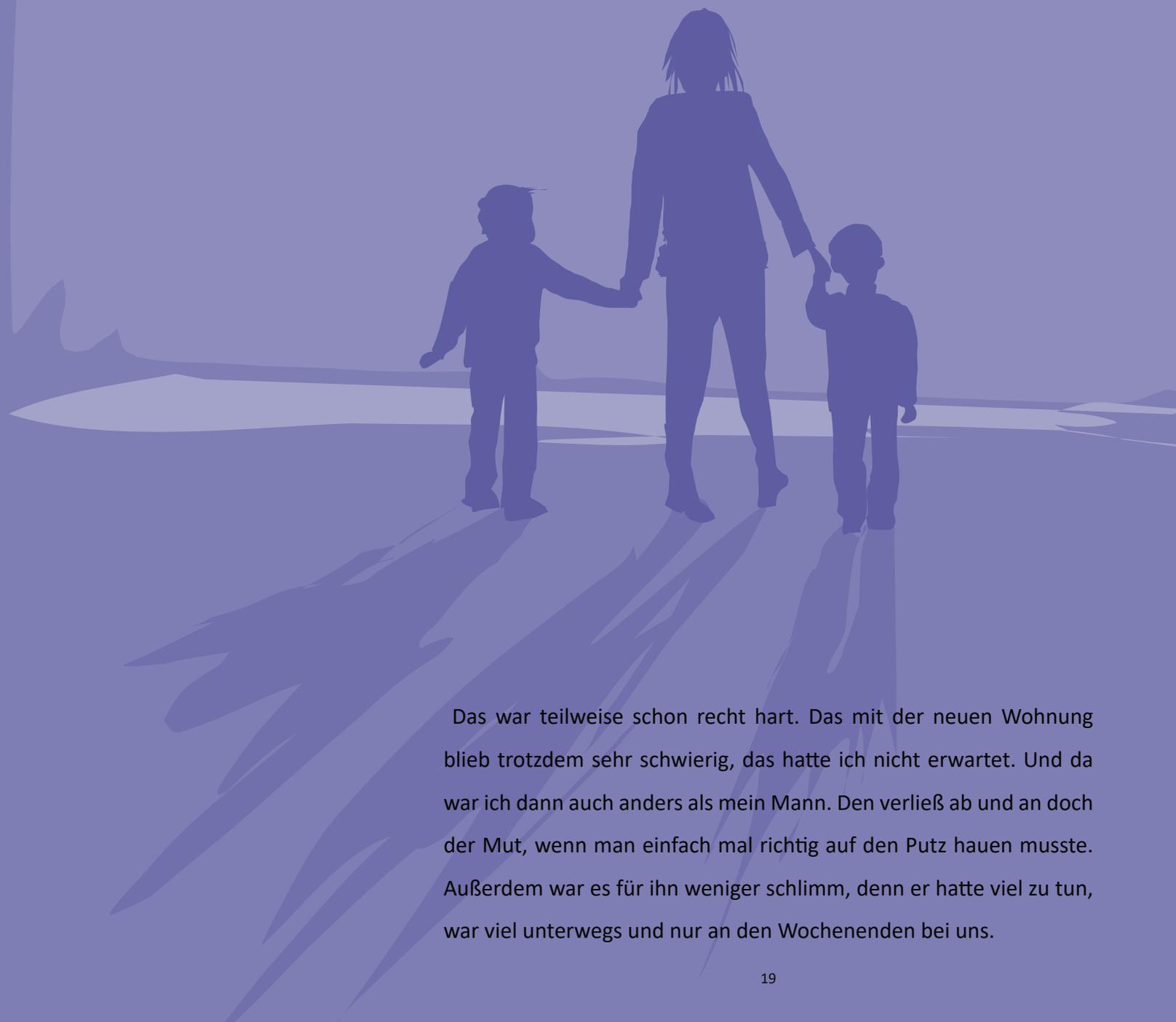


1956 lernte ich auf einer Jugendveranstaltung der **FDJ** Hans-Jürgen kennen. Er war damals Lehrling im Chemiefaserkombinat. Mir gefiel, wie selbstbewusst und optimistisch er durchs Leben ging, und wir wurden schnell ein Paar. Leider war seine Mutter alles andere als begeistert davon, dass er ein Flüchtlingsmädchen mit nach Hause brachte, und das ließ sie mich auch deutlich spüren. Aber als dann unser erstes Kind unterwegs war, heirateten wir und, ob es ihr gefiel oder nicht, ich wurde ihre Schwiegertochter und die Mutter von Frank. Wir bezogen eine kleine Wohnung, fühlten uns dort sehr wohl miteinander und waren glücklich, als sich zum zweiten Mal Nachwuchs ankündigte. Nach Stefans Geburt wurde allerdings schnell klar, dass wir nun eine größere Wohnung brauchen würden.



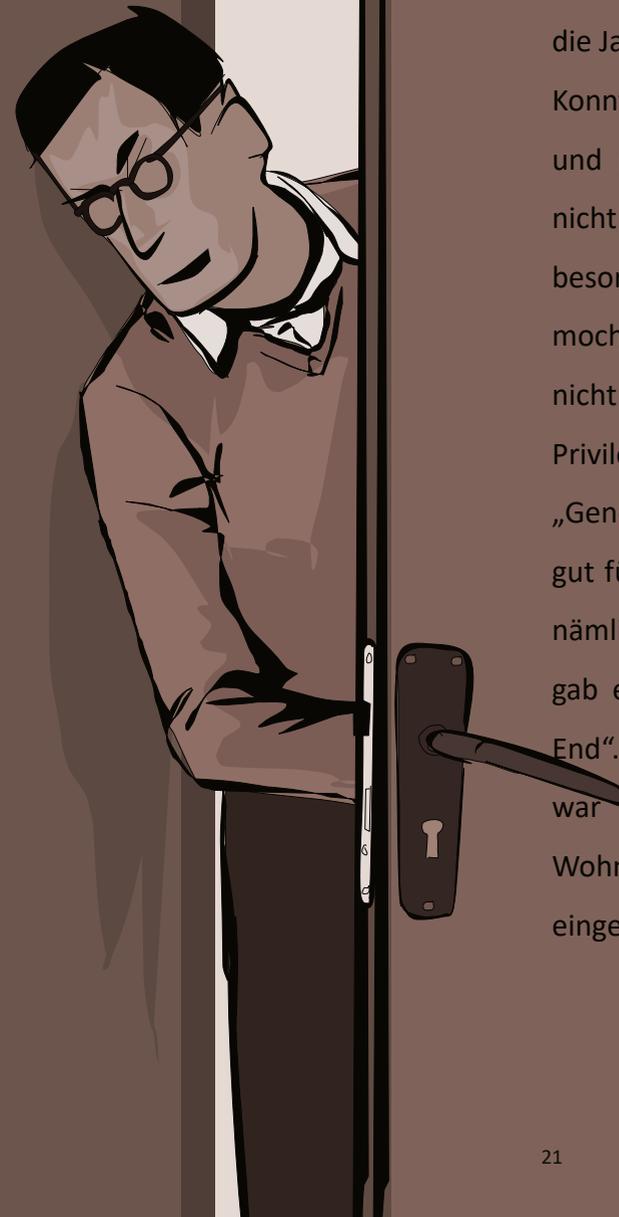
Die **Freie Deutsche Jugend (FDJ)** war eine Jugendorganisation der DDR. Die meisten Jugendlichen zählten zu ihren Mitgliedern. Ein Beitritt mit 14 Jahren wurde im Grunde als selbstverständlich angesehen, in der Regel blieb man bis zum Alter von 25 Jahren Mitglied der FDJ.

Hans-Jürgen wurde dann ein Studienplatz in Leipzig angeboten und ich freute mich ehrlich für ihn, weil ein Hochschuldiplom ihn beruflich einen großen Schritt voranbringen würde – und ein bisschen wohl auch, weil ich mir eine neue Wohnung für unsere nun vierköpfige Familie erhoffte. Dass er dafür in die Partei eintrat, fand ich in Ordnung, die DDR bezahlte schließlich sein Studium samt Stipendium. Wenn man das mal bedenkt – ein Flüchtlingsmädchen und ein Arbeiterkind wurden Chemiker und Lehrerin. Wo wäre so etwas sonst möglich gewesen? Und ab einer gewissen Position wurde die SED-Mitgliedschaft einfach erwartet, das wussten alle. Andererseits: Ich war nun über mehrere Jahre hinweg in der Woche mit den Jungs alleine.



Das war teilweise schon recht hart. Das mit der neuen Wohnung blieb trotzdem sehr schwierig, das hatte ich nicht erwartet. Und da war ich dann auch anders als mein Mann. Den verließ ab und an doch der Mut, wenn man einfach mal richtig auf den Putz hauen musste. Außerdem war es für ihn weniger schlimm, denn er hatte viel zu tun, war viel unterwegs und nur an den Wochenenden bei uns.

Und das ging auch nach seinem Studium so weiter – immer war Hans-Jürgen unterwegs. Ich verstand das schon, dass es nicht anders ging. Er musste schließlich eine riesige Abteilung am Laufen halten, und das bei dem Mangel, der überall herrschte. Trotzdem hätte ich mir schon ab und an ein wenig mehr Unterstützung gewünscht. Die Jungs sahen ihren Vater oft tagelang nicht. Er kam, wenn sie schliefen, und war morgens schon wieder im Betrieb. Und unsere Wohnsituation – es tat sich einfach nichts. Dann wurde ich auch noch zum dritten Mal schwanger, mit inzwischen 36 Jahren. Gefreut habe ich mich trotzdem sehr. Gleichzeitig malte ich mir lebhaft aus, wie wir dann wohl mit noch einem Kind mehr in der Dachwohnung übereinander stolpern würden. Also musste ein Plan her. Der hieß zunächst, einmal pro Woche zur Wohnungsverwaltung zu gehen. Aber das nutzte nichts, ebenso wenig wie Hans-Jürgens Parteibuch. Bekommen haben wir die Wohnung erst, als ich auf dem Amt so richtig Stunk gemacht habe. Mein Mann war davon alles andere als begeistert, aber das war mir egal. Einer musste sich ja schließlich kümmern und ihm war die Arbeit offenbar das Wichtigste. Also nahm ich meine beiden Jungs und richtete mich mit ihnen auf der Treppe der Wohnungsverwaltung häuslich ein. Und siehe da: Plötzlich begann ein eifriges Treiben. Am Ende musste ich dann allerdings trotzdem klein begeben. Der Abteilungsleiter machte mir unmissverständlich klar, dass mein „Auftritt“ nicht ohne Folgen bleiben würde.



Und das insbesondere für meinen Mann. Als ich nach Hause kam, war er bereits im Bilde – und ziemlich sauer. Ich dann aber eben auch. Schließlich hatte ich ihm all die Jahre den Rücken freigehalten. Konnte er uns da in seiner Position und mit Hilfe seines Parteibuchs nicht einmal eine Wohnung besorgen? Andererseits: Ich mochte ihn ja gerade dafür, dass er nicht versuchte, sich dadurch Privilegien zu verschaffen. Von „Genossen“, die auf diese Weise gut für sich selbst sorgten, gab es nämlich mehr als genug. Am Ende gab es so etwas wie ein „Happy End“. Als Katja geboren wurde, war unsere neue 3-Zimmer-Wohnung schon richtig schön eingerichtet.



So sah sie leider häufig aus, die **Gleichberechtigung** in der DDR: Die Frauen arbeiteten zwar – und in der Regel Vollzeit – , kümmerten sich aber trotzdem viel mehr als ihre Männer um alle Familiendinge.

Katja wurde als erstes Mädchen und Nachzügler schnell zum Liebling der Familie – sie war eben die Kleine. Die Jungs mussten nun erst recht tüchtig mithelfen, denn Hans-Jürgen war und blieb mit seiner **Arbeit** mehr verheiratet als mit mir. Nicht, dass er nicht auch im Haushalt mitgeholfen hätte, aber das ging ja nur, wenn er da war. Und das geschah leider selten: Immerzu gab es Messen, Lehrgänge, Kongresse – und dann auch noch seinen Sport. Den hätte ich auch gern gehabt, aber daran war mit Beruf und drei Kindern gar nicht zu denken. Andererseits sorgten seine guten Beziehungen zu Betrieben in der ganzen DDR dafür, dass wir wenig Mangel empfanden. Egal was wir brauchten – ob Tapeten, Handwerker oder eines der raren Lebensmittel, Hans-Jürgen konnte es besorgen. Oder er kannte einen Kollegen, der das konnte. Versteht mich nicht falsch, es ging dabei nicht um Privilegien oder so.

Man muss sich das vielmehr als schwunghaften Tauschhandel über mehrere Ecken vorstellen: Der eine konnte das besorgen, was ein anderer brauchte, der wiederum jemanden kannte, der hatte, was der Eine brauchte. Auf diese Weise wurde damit umgegangen, dass es eben nicht immer alles direkt zu kaufen gab. Eine Art des Mangel-Managements eben. Und wie gesagt, das beherrschte mein Mann mit seinem Netzwerk ziemlich gut, weswegen wir den besprochenen Mangel kaum hatten. Das Einzige, woran es uns wirklich mangelte, war gemeinsame Zeit. Naja, immerhin gab es die gemeinsamen Wochenenden, die wir in der Regel zu fünft in unserem neu erworbenen Kleingarten verbrachten.





Hans-Jürgen und die Kinder sind inzwischen meine einzige Familie. Tante Martha und meine Oma sind verstorben, von meiner Mutter habe ich seit der Flucht nichts mehr gehört. Und nein, ich vermisse sie nicht. Im Grunde bin ich vor allem wütend auf sie: Spätestens seit der Geburt meiner eigenen Kinder kann ich nicht ansatzweise nachvollziehen, wie eine Mutter ihre Tochter so im Stich lassen kann, wie sie es getan hat. Und auch sonst denke ich möglichst selten an die Flucht, sprechen mag ich ohnehin mit niemandem darüber, nicht einmal mit Hans-Jürgen.

Der weiß natürlich, woher ich komme und dass wir von dort geflohen sind – aber eben nur wenig über meine Erlebnisse auf dem Weg hierher. Gleichzeitig sind wir uns einig, dass das mit den nach 1945 entstandenen Landesgrenzen so in Ordnung ist: Ich gehöre nicht zu den Menschen, die sich in ihre alte Heimat zurückwünschen. Ich verstehe schon, dass es bitter ist, dort alles zurückgelassen zu haben. Allerdings scheinen sie komplett zu vergessen, wie schwer das Leben dort eigentlich war. Dort gab es keine schöne, warme Wohnung, keine Bildung für alle – ich kann das beurteilen, weil ich es ja selbst erlebt habe. Außerdem haben viele Deutsche ihren damaligen Wohlstand durch die Ausbeutung der polnischen Landarbeiter erworben, die selbst bitterarm waren. Und nicht zuletzt: ein Hof ist und bleibt ein geringer Verlust, verglichen mit dem vielen Leid, das Nazideutschland über andere Länder gebracht hat. Zumal wir hier nun ein gutes Leben führen. In der Nachbarschaft gibt es eine ganze Reihe von Menschen, die auch aus Schlesien oder Ostpreußen kommen. Wir erkennen uns am Dialekt, manchmal kommen wir auf auf Speisen unserer Kindheit und dann fragt man genauer nach, woher der oder die andere komme. Aber anders als in Westdeutschland wird dann nicht weiter darüber gesprochen. Ist ja auch alles ewig her. Meine Heimat ist jetzt Thüringen und ich möchte im Hier und Jetzt leben, nicht in der Vergangenheit.

Auch wenn mir mein vielbeschäftigter Mann und meine drei Kinder dafür nicht wirklich viel Zeit lassen, versuchte ich immer, nicht *nur* Ehefrau und Mutter zu sein. Ich habe schon immer gern gelesen und das auch in dieser Zeit nicht aufgegeben. Einige gute Bücher gab es in der Bibliothek, manche im Buchladen – und noch andere habe ich von Freunden geliehen. Wenn einer von uns ein tolles Buch ergatterte, liehen wir es uns alle aus. Außerdem habe ich mich im **Kulturbund** engagiert. Gemeinsam mit anderen Leuten, die sich für Literatur interessierten, organisierten wir einmal im Vierteljahr eine öffentliche Lesung mit einem bekannten DDR-Schriftsteller oder einer Schriftstellerin.



Kulturbund der DDR
Aufnahmeantrag

Mit dem Antrag beantrage ich meine Aufnahme in den Kulturbund der DDR. Ich werde im Sinne seiner Grundaufgaben wirken und seine Bestrebungen unterstützen.

Mein Interesse gilt der Mitarbeit in/im: _____

Den monatlichen Beitrag entrichte ich gemäß der Satzung mit _____ M
auf Konto/in bar (Nichtzutreffendes streichen)

Datum _____ Unterschrift _____

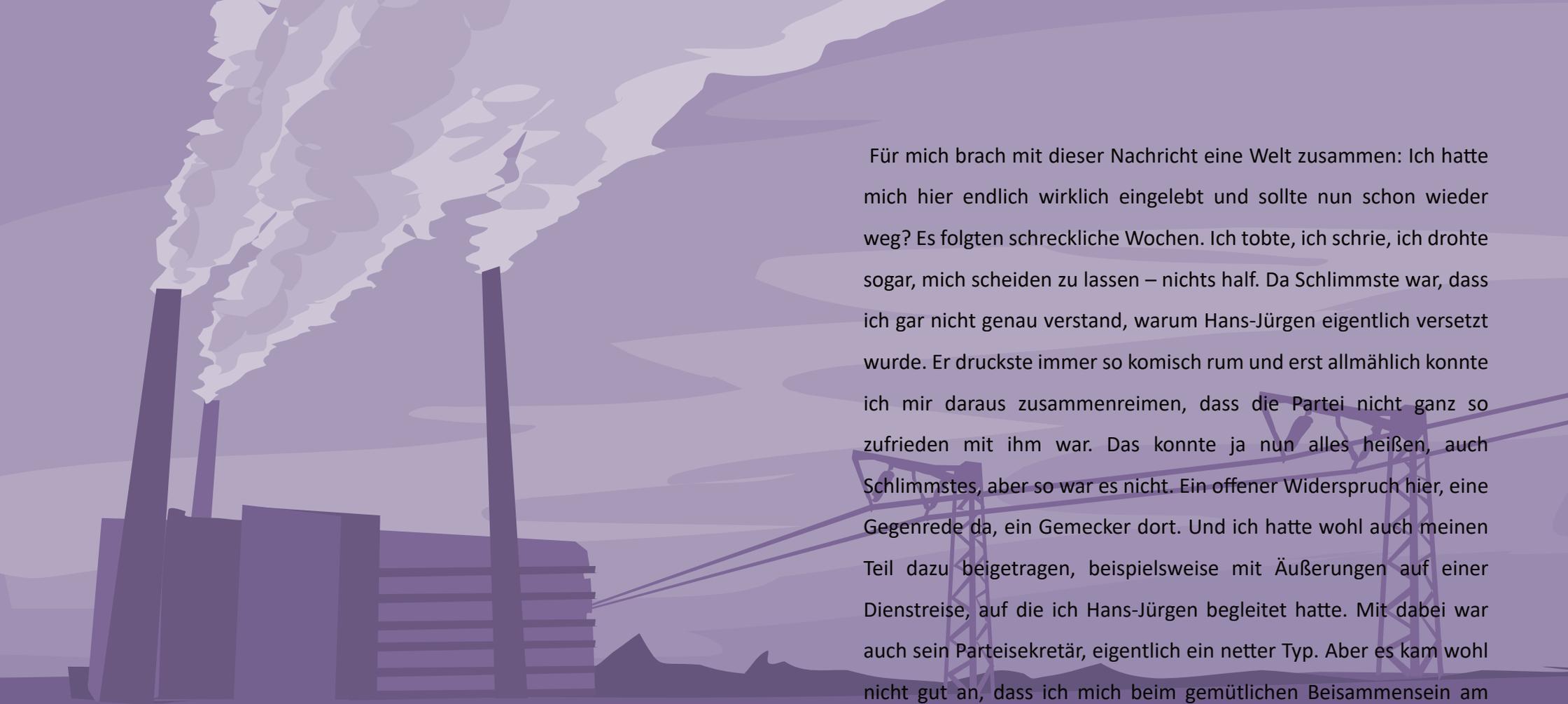
Die Aufnahmegebühr beträgt 1,00 M
Monatl. Mindestbeitrag: 0,25 M
Schüler von 400,- M bis 400 M = 0,50 M
Bruttoeinkommen von 750,- M bis 750,- M = 1,00 M
von 1 000,- M bis 1 000,- M = 2,00 M
über 2 000,- M = 3,00 M
2 000,- M = 5,00 M bis 20,00 M



Der **Kulturbund** war die Massenorganisation der DDR, in der sich Kulturinteressierte und Intellektuelle engagierten. In verschiedenen Regionalverbänden widmete er sich der kulturellen Bildung seiner Mitglieder.

Das war nur einer der Namen, die die DDR-Bevölkerung für den Staatsicherheitsdienst, kurz **Stasi**, gefunden hatten. Ein anderer war „die Firma“. Hinter all diesen Namen verbirgt sich der DDR-Überwachungsapparat, dem in den 1980er Jahren fast 90.000 hauptamtliche und mehr als 100.000 inoffizielle Mitarbeiter angehörten.

Am Interessantesten fand ich immer die Gesprächsrunden danach – da ging es dann oft auch um das, was man „zwischen den Zeilen“ lesen konnte. Darin waren wir DDR-Bürger sehr geübt und Bücher für viele von uns eben mehr als die darin erzählte Geschichte. Manchmal hatte man ganz schön zu tun, die Diskussionen wiedereinzufangen. Wir wollten ja nicht riskieren, dass sich jemand um Kopf und Kragen redete. Uns war natürlich klar, dass immer jemand von **Horch und Guck** dabei war. Die Veranstaltungen machten mir aber immer großen Spaß, denn ich lernte so viele interessante Leute kennen.



Für mich brach mit dieser Nachricht eine Welt zusammen: Ich hatte mich hier endlich wirklich eingelebt und sollte nun schon wieder weg? Es folgten schreckliche Wochen. Ich tobte, ich schrie, ich drohte sogar, mich scheiden zu lassen – nichts half. Da Schlimmste war, dass ich gar nicht genau verstand, warum Hans-Jürgen eigentlich versetzt wurde. Er druckste immer so komisch rum und erst allmählich konnte ich mir daraus zusammenreimen, dass die Partei nicht ganz so zufrieden mit ihm war. Das konnte ja nun alles heißen, auch Schlimmstes, aber so war es nicht. Ein offener Widerspruch hier, eine Gegenrede da, ein Gemecker dort. Und ich hatte wohl auch meinen Teil dazu beigetragen, beispielsweise mit Äußerungen auf einer Dienstreise, auf die ich Hans-Jürgen begleitet hatte. Mit dabei war auch sein Parteisekretär, eigentlich ein netter Typ. Aber es kam wohl nicht gut an, dass ich mich beim gemütlichen Beisammensein am Abend sehr kritisch darüber äußerte, wie sehr die Chemiebetriebe der DDR die Luft verpesteten. Das regte mich nämlich immer wieder auf und da halfen dann auch die sanften Tritte ans Bein nichts, die mir Hans-Jürgen unter dem Tisch verpasste: Wenn ich einmal in Fahrt war, war ich eben auch nicht ganz so leicht zu bremsen. Kleinigkeiten wie diese haben sich wohl immer weiter aufsummiert – und als dann jemand in der brandenburgischen Provinz gebraucht wurde, schien mein Mann eine gute Wahl.



Thüringen blieb dann allerdings nur noch bis 1975 meine Heimat. Katja ist gerade fünf Jahre alt geworden, als Hans-Jürgen eines Tages nach Hause kam und mir sagte, dass er in einen anderen Betrieb versetzt worden sei. Und so hieß es weg aus Thüringen und in den Bezirk Frankfurt/Oder in eine kleine Chemiefabrik nahe der polnischen Grenze.

Natürlich hätte Jürgen aus der Partei austreten, ja wir hätten unsere Jobs aufgeben und einfache Arbeiten in der Produktion annehmen können. Aber für ihn kam ein Austritt gar nicht in Frage. Die Partei hat eben immer recht – lieber hat er bei sich nach Fehlern gesucht als in seinem Genossen-Verein. Und auch ich war natürlich nicht erpicht darauf, meinen Job, den ich ja so sehr mochte, aufzugeben. Wer wären wir denn ohne unsere Berufe gewesen? Wieder der Bauernjunge und das Flüchtlingsmädchen. Im Grunde waren wir diesem Staat doch dankbar für alles, was er uns ermöglicht hatte und wollten einfach nur friedlich hier leben. Außerdem war uns klar: wenn wir das täten, also alles aufgeben, hätten es unsere Kinder in Zukunft sehr schwer.



Es half also alles nichts, wir fügten uns einfach und zogen nach Eberswalde – diesmal immerhin in eine ausreichend große Wohnung, dafür hatte der neue Betrieb von Jürgen gesorgt. Und am Ende war auch alles nicht so schlimm wie befürchtet: Hans-Jürgen fand sich recht schnell in seiner neuen Situation zurecht, Katja kam hier zur Schule und fand das alles aufregend und gut – und auch ich fand eine neue Arbeitsstelle. Frank war ohnehin auf dem Sprung zur Armee, und danach würde er studieren. Stefan, unser zweitältester Sohn, tat sich mit dem Eingewöhnen am schwersten. Sechzehn ist einfach kein gutes Alter für so einen Wechsel. Und so waren Hans-Jürgen und ich in seinem zehnten Schuljahr fast so oft wie er selbst in der Schule – ständig gab es Ärger. Am Ende fing er sich aber und machte einen ganz guten Schulabschluss. Als er nun seine Ausbildung begann und ins Lehrlingswohnheim zog, lebten wir zu dritt – in einer eigentlich schon fast zu großen Wohnung.





Zweimal im Jahr fuhren wir nach Thüringen, um unsere alte Heimat zu besuchen, an der gerade ich immer noch sehr hing. Vor allem dann, wenn wir an meiner alten Schule vorbeikommen, wird mir jedes Mal schwer ums Herz. Das lag wohl auch daran, dass ich das moderne Schulgebäude vermisste, kein Wunder, denn jetzt arbeitete ich in einem alten Gründerzeitbau, der in einem wirklich schlechten Zustand war. Selbst das Beheizen der Räume im Winter war an meinem neuen Arbeitsort ein Problem. Hätten nicht immer wieder Eltern Baumaterial besorgt und einige Väter damit die schlimmsten Schäden repariert, wäre das Gebäude vermutlich längst einsturzgefährdet gewesen. Ich wollte manchmal lieber gar nicht wissen, wo das Material abgezweigt wurde.

War ja ein guter Zweck, schließlich ging es um unsere Kinder. Dass da nicht weiter nachgefragt wurde, da waren sich irgendwie alle einig, sogar unser Parteisekretär. Und der war wirklich ein scharfer Hund. Von Anfang an hatte der mich auf dem Kieker. Keine Versammlung lies der aus, ohne dass früher oder später meine Klasse zum Thema wurde. Mal habe sich irgendeines meiner Kinder in seinem Unterricht danebenbenommen, mal sei das Leistungsniveau zu gering gewesen und wenn ihm gar nichts mehr einfiel, hätten die Schüler auf jeden Fall eine noch ungenügend gefestigte Einstellung zu unserem sozialistischen Vaterland gezeigt. Meine Güte, was für ein Unsinn, es waren doch kleine Kinder. Im Grunde aber mochte ich meine Arbeit sehr. Ich trug gern dazu bei, dass aus diesen kleinen Persönlichkeiten gute Menschen werden können – und das werden sie dann ja meistens, das kann man sozialistische Persönlichkeit oder sonst wie nennen.



84-08-03-d

Das Ministerium für Volksbildung und der Zentralvorstand
der Gewerkschaft Unterricht und Erziehung laden Sie zu den
25. Zentralen Tagen der Pädagogischen Lesungen (1988)
ein.



M. J. J. J. J.

Margot Honecker
Minister

J. Labs

Helga Labs
Vorsitzende

P ä d a g o g i s c h e L e s u n g

Schülerlesezirkel. Meine Erfahrungen, wie ich
das Interesse für Literatur bei den Schülern der
5-7. Klasse weckte, als Voraussetzung für die
Persönlichkeitsentwicklung der Schüler.

Oberlehrer Halina Krause
Lehrer für Deutsch,
12. Oberschule "Johann Wolfgang Goethe"
1300 Eberswalde-Finow,
Schulstraße 1

Eberswalde, September 1984

Inzwischen hatte ich schon einige Jahre Berufserfahrung und wusste genau, wie man die kleinen Geister beispielsweise für Literatur begeisterte – ich hatte ja schon erzählt, dass das ein Thema war, das auch mich begeisterte. Das gelang mir inzwischen so gut, dass man mich Anfang der 1980er Jahre gebeten hat, meine Erfahrungen damit aufzuschreiben: in einer Pädagogischen Lesung. Das war ein längerer Text, in dem man für seine Kollegen aufschrieb, wie man den Unterricht zu einem bestimmten Thema plante und welche Dinge in den eigenen Stunden bislang besonders gut funktioniert haben. So richtig Lust hatte ich erst nicht, andererseits gab es da schon das eine oder andere, auf das ich stolz war und von dem andere Lehrer vielleicht profitieren konnten. Also setzte ich mich hin, Abend für Abend, sechs Wochen lang, immer wenn die Kinder im Bett und die Stunden am nächsten Tag vorbereitet waren. Was für eine Plackerei! Aber es hat sich gelohnt – meine Pädagogische Lesung war so gut, dass ich nicht nur vom Pädagogischen Kreis- und Bezirkskabinett je eine Urkunde und eine Prämie bekam, sondern auch nach Ludwigsfelde fahren durfte. Dort fanden einmal im Jahr die „Zentralen Tage der Pädagogischen Lesungen“ statt. Hier treffen Lehrer und Lehrerinnen aus der ganzen DDR aufeinander, die alle auch eine so gute Pädagogische Lesung geschrieben hatten. Und die meisten hielten dann einen Vortrag über das, was sie darin aufgeschrieben hatten.

In der Einladung nach Ludwigsfelde stand, dass auch von mir so ein Vortrag erwartet werde. Entsprechend aufgeregt kam ich dann dort im Zentralinstitut für Weiterbildung an. Schon der erste Tag hat mich ziemlich beeindruckt: eine Eröffnungsrede der Vorsitzenden der Gewerkschaft, danach ein richtig tolles Buffet, gefüllt mit Dingen, die man in Eberswalde nur nach langem Anstehen bekam. Am zweiten Tag stand dann mein Vortrag an – ich war wirklich schrecklich aufgeregt. Aber es lief dann alles gut, die umfangreiche Vorbereitung und das Proben zuhause zahlten sich aus.



Die Kollegen stellten viele Fragen und machten auch Vorschläge, was man noch in so eine Unterrichtsstunde einbauen könnte. Da waren wirklich tolle Ideen dabei, einige davon probierte ich später auch aus. In der restlichen Woche hörte ich noch viele Vorträge, abends saßen wir stundenlang und diskutierten – es fühlte sich an wie eine Mischung aus Weiterbildung und Ferienlager. Am Freitag gab es nochmal eine sehr würdevolle Verabschiedung, bei der viele von uns Urkunden bekamen. Auch ich zählte dazu, meine Pädagogische Lesung wurde mit dem Prädikat „ausgezeichnet“ gewürdigt. Deshalb gab’s zur Urkunde noch einen tollen Blumenstrauß und eine Prämie von 300 Mark dazu. Das war fast ein Viertel meines Monatsgehalts!

Jeder Tag zählt – Nach vier Wochen erst Zahlung

önlich Leistungen beantragen sei derjenige, der Tage vor Eintritt der um Arbeitsamt geht, den orgfältig ausfüllt und ihn n Arbeitspapieren (z. B. gsausweis, Lohnsteuer-scheinigungen) abgibt. ein des Arbeitslosen getrag bearbeitungsreif sei; klare Angaben können Stelle ergänzt oder be- llen, die sich im „Papier-“ nicht sicher fühlen, rät diesen Service in An- vergehen nach Auskunft für Arbeit von der Ab- unterlagen bis zur Aus-

cherung:

gkeiten bei den Reformen

zte, Studenten und Rentner betroffen

Der Bundestag und seine Ausschüsse für Sozial- und Gesundheits- 5 vor schwierigen Reformaufgaben. Schon in der ersten Arbeitswoche entwurf der Bundesregierung zur Reform des Arzneimittelrechts in raten.

reichenden Gesetzes sind: wurfen der Entwicklung der Kran- kenve...nahmen. Zu diesem Ge- setz...rat am 19 De- zember... CDU/CSU-re- Abänderun- vor allem auf...es, Mängel in...rgung bestimm-... Weitere Emp- legen die geplante...versicherung der...versicherten Mit-...erem Maße finanziell

wert

- Wichtig

nen Vermö

isher schon

erstmal

so auf b

die Sch

l heran

ng zus

nlustg

eine En

uß durch s

chtigt od

Erholungs

nerung

itrat

auch

zahlung drei bis vier Wochen. Die BA weist darauf hin, daß den Arbeitslosen zunächst das bei ihrem Ausscheiden aus dem letzten Arbeitsverhältnis gezahlte Entgelt zur Verfügung steht. Trete aber aufgrund einer längeren Bearbeitungszeit ein finanzieller Engpaß ein, so könne das Arbeitsamt auch eine bare Abschlagszahlung leisten. Voraussetzung sei aber, daß der Anspruch auf Arbeitslosengeld wenigstens dem Grunde nach feststehe.

Wer sich näher über Arbeitslosengeld und Arbeitslosenhilfe informieren will, sollte bei Arbeitsamt das „Merkblatt für Arbeitslose“ anfordern. Es gibt Auskunft über die Rechte und Pflichten des Arbeitslosen und enthält eine Tabelle über die neue Höhe der Leistungen. Es wird kostenlos ausgegeben.

H. Z.

1. Aus Groß-Schellenberg, Kreis Gerdaun, wird Alfred Kossin, geb. 2. Juni 1939, gesucht von seiner Mutter Maria Gutt, geb. Kossin. Auch die Geschwister von Alfred Kossin, Ernst Horn, geb. 21. Mai 1935, und Käthe Horn, geb. 23. Februar 1934, werden noch vermißt. Die gesuchten Geschwister sollen 1945 nach Litauen gegangen sein.

2. Aus Labiau wird Chrimhilde Böttcher, geb. 12. Dezember 1940 in Labiau, gesucht von ihrer Großmutter Johanna Block. Chrimhilde Böttcher lebte mit ihrer Mutter Margarete Böttcher, geb. Block, geb. 2. Mai 1922, die ebenfalls noch gesucht wird, bis April 1944 in Labiau und zog dann nach Bielitz/OS., Jungdeutsche Straße Nr. 2. Dort heiratete die Mutter einen Friedrich Bobofski, auch Urbanke genannt. Im Dezember 1944 erhielt die Großmutter die letzte Nachricht von ihrer Enkelin Chrimhilde Böttcher und ihrer Tochter Margarete Bobofski-Urbanke.

3. Aus Lyck, Morgenstraße, werden die Geschwister Marzian, Ursula, geb. 1903, und Hans-Jürgen, geb. 1938/39, gesucht von ihrem Onkel Bruno Marzian. Die Mutter Anna Marzian, geb. Karaschewski, geb. 7. März 1911, wird ebenfalls noch gesucht, Sie soll sich 1946/47 auf der Insel Rügen und später in Demmin aufgehalten haben.

4. Aus Postnicken, Kreis Samland, wird Giesela Walteich, geb. 22. November 1941 in Postnicken, gesucht von ihrer Schwester Dorothea Schmidt, geb. Walteich, geb. 2. August 1939, und ihrem Bruder Gerhard Walteich, geb. 24. Juli 1938. Die Mutter Amanda Walteich flüchtete mit ihren drei Kindern Dorothea, Gerhard und Giesela am 26. Januar 1945 mit einem Pferdewagen von Postnicken, Kreis Samland, in Richtung Sudau bzw. Franz, Kreis Samland. Dort wurde die Mutter durch Bordwaffenbeschuß tödlich getroffen. Die Geschwister Dorothea und Gerhard wurden von Tante Hedwig Neumann übernommen, während Giesela wegen der starken Kälte von einer alleinstehenden Frau in...ückwagen mitgenommen wurde. Die...mel oder Ding

5. Aus Biedhof, Kreis Gumbinnen, wird Erna... geb. 11. Januar... 1945 im

rd... 1941, ek, ade von ager... te

geb... Februar... sucht von... 1941, und Anne... Glandau, Kreis Pr... rick, geb. Grave, geb. 19... 1906 in Glandau an Typhus... Hugo Görigk, geb. 22. Januar... is inzwischen verstorben. Die Geschw... Maria und Franz-Josef wurden höchst- lich nach dem Tod der Mutter von... oder weiteren Personen aus Sinken... au, Kreis Pr.-Eylau, in Obhut ge-



Übrigens habe ich dann doch nochmal meine Mutter kennen-gelernt. Im Westradio gab es eine Sendung, in der das Deutsche Rote Kreuz Suchmeldungen verlies. Und wie es der Zufall wollte, habe ich eine Meldung gehört, in der eine Halina Karaschewskaja gesucht wurde. Wer das war? Na ich, beziehungsweise die polnische Entsprechung von Helena Karaschewski. Ich habe selbst eine Weile gebraucht, ehe ich das kapiert habe, aber da dort auch der Name meiner Mutter, Anna Karaschewskaja, fiel, meldete ich mich bei dem Radiosender. Der gab meine Adresse dann an meine Mutter weiter – und einige Monate darauf stand sie dann vor unserer Tür. Aber das wäre schon wieder eine ganz neue Geschichte...

Unterrichtsmittel der Arbeitsstelle Pädagogische Lesungen

Bildnachweise

Seite 5: Bauernhof, Fotos: Privatarchiv Clemens Decker

Seite 12: Schulhof, Foto: AdASPL Nr. 0048

Seite 14: Schulklasse, Fotos: AdASPL Nr. 0040

Seite 34: Schulgebäude, Foto: AdASPL Nr. 0048

Seite 36: Einladungskarte, Quelle: AdASPL Nr. 00011

Seite 39: 4 Fotos, Fotos: AdASPL Nr. 00030, Nr. 00027, Nr. 00013, Nr. 00023

Impressum

Herausgeber: Arbeitsstelle Pädagogische Lesungen

Idee, Text und Redaktion: Katja Koch und Kristina Koebe

Illustration und Layout: Clemens Decker

2022 © Arbeitsstelle Pädagogische Lesungen



Unterrichtsmittel der Arbeitsstelle Pädagogische Lesungen

Idee, Text und Redaktion: Katja Koch und Kristina Koebe

Illustration und Layout: Clemens Decker

© 2022